

# Gedeckter Tisch

**HILFE** Die Beter der Synagoge »Lev Tov« versorgen Bedürftige mit Lebensmittelspenden



Milch, Gemüse, Obst, koscheres Fleisch und frisch gebackene Challot: Jede Woche werden Lebensmittel an Bedürftige ausgegeben. Rabbiner Chaim Rozwaski (linkes Bild r.) organisiert die Tafel.

VON ALICE LANZKE

Der Himmel über Berlin ist an diesem Donnerstag vormittag eine einzige graue Suppe: Unablässig strömt der Regen in Bindfäden nieder, beult in immer größer werdenden Lachen die Markisen aus und bildet kleine Sturzbäche entlang der Bordsteine. Das schlechte Wetter vertreibt die Menschen von den Straßen. Nur vor einer unscheinbaren Tür in einer Seitenstraße des Savignyplatzes hat sich eine lange Schlange gebildet, stoisch harren die Wartenden aus.

Sie stehen für die Armenspeisung der Synagoge »Lev Tov« an. Einmal die Woche werden hier unter dem Titel »Schulchan Aruch« (hebr.: gedeckter Tisch) koschere Lebensmittel an Bedürftige ausgegeben. Die Idee dafür hatte der ehemalige Gemeindevorsteher Chaim Rozwaski. »Während meiner elf Jahre in Berlin habe ich mit vielen Menschen zusammengearbeitet, gesehen, wie es ihnen geht – und es geht ihnen immer schlechter«, so Rozwaski über seine Motivation. Dann kam 2008 nach einem Streit mit der Gemeinde und seiner Entlassung die Gründung der Synagoge »Lev Tov« – und der Rabbiner wollte sich nun auch um die »körperlichen Bedürfnisse« der Menschen kümmern, wie er sagt. Schnell war die Idee für die »Jüdische Tafel« geboren. Ende Juni dieses Jahres fand die erste Lebensmittelausgabe statt. Anfangs kam gerade einmal eine Handvoll Bedürftige, nun sind es bereits 120, die jede Woche für eine Tüte mit Milch, frischem

Obst und Gemüse, koscherem Fleisch, frisch gebackenen Challot und Süßigkeiten für die Kinder anstehen. Daneben gibt es für jeden einen Teller heiße Suppe.

An der langen blauen Tafel hat zum Beispiel Heinz Platz genommen. Der 57-Jährige kommt jede Woche mit seiner Freundin Petra. Die beiden mögen die freundliche Atmosphäre in der Synagoge. »Ich bin eigentlich weniger wegen der Essensausgabe als vielmehr wegen der neuen Bekanntschaften hier«, betont er. Vor allem aber gehe es ihm darum, mehr über das Judentum zu erfahren – Heinz ist Katholik.

Etwa jeder Zehnte, der sich jeden Donnerstag vor der Synagoge anstellt, ist kein Jude, so die Schätzungen von Chaim Rozwaski. Ein Problem ist das für ihn nicht – auch wenn koschere Lebensmittel teuer sind, alles wird aus Spenden finanziert. »Da immer mehr Menschen kommen, su-

chen wir dringend nach Spendern«, berichtet der Rabbiner, vor allem Obst- und Gemüsespenden würden benötigt.

Leicht falle der Schritt zu »Schulchan Aruch« den meisten am Anfang nicht, sagt Rozwaski. »Die Leute schämen sich – doch Not ist ein strenger Lehrer und kennt keinen Stolz.« Auch, wenn er sich gemeinsam mit Organisator Siegfried Jarosch um eine fröhliche Atmosphäre bemüht, herrscht eine eher gedrückte Stimmung, viele Besucher schauen nicht von ihrer dampfenden Suppe auf. So wie die ältere Dame mit dem schwarz gefärbten Lockenschopf, die nur leise spricht. Ihren Namen wolle sie nicht nennen, es sei ihr unangenehm. Sie verrät nur, dass sie ursprünglich aus Russland komme und 64 sei. »Das Geld für meinen Mann und mich ist zu knapp, da sind die kostenlosen Lebensmittel hier eine große Hilfe«, flüstert sie. Dann setzt sie noch hin-

zu, dass sie immer allein komme: »Meinem Mann ist das zu peinlich.«

»Die meisten Menschen tun sich schwer, Hilfe anzunehmen«, fasst Siegfried Jarosch zusammen. Rozwaski ergänzt: »Wir behandeln jeden mit Respekt, ohne Fragen zu stellen.« Niemand müsse seine Bedürftigkeit beweisen, etwa durch einen Hartz-IV- oder Sozialhilfe-Bescheid. Diese fehlende Prüfung ist ein Grund dafür, dass die Synagoge ihre Initiative nicht »Jüdische Tafel« nennen darf, wie sie es anfangs plante – denn der »Tafel«-Begriff der gleichnamigen bundesweiten Hilfsbewegung ist geschützt. Benutzen darf ihn nur, wer sich an die Leitlinien hält. Dazu gehört, dass die ausgegebenen Lebensmittel überschüssig sind, also etwa von Restaurants oder Supermärkten stammen müssen. Die Lebensmittel für die koschere Essensausgabe werden aber zu großen Teilen gekauft.

Für den älteren Herrn mit Schiebermütze und zerfurchtem Gesicht ist es wahrscheinlich egal, ob er sich nun an eine »Jüdische Tafel« oder den »Schulchan Aruch« setzt – er ist einfach froh, dass es die koschere Essensausgabe gibt. Auch er will seinen Namen nicht verraten: »Es muss ja nicht jeder wissen, wie schlecht es mir geht«, grinst er. Trotz der schwierigen Situation, in der sich die meisten hier befinden, sei die Stimmung nicht depressiv. »Dafür sorgt schon der Rabbi«, sagt der Mann und lacht. Außerdem packe jeder mit an – ein Umstand, den auch Siegfried Jarosch lobt: »Unsere Helfer, die die Tüten

packen, sauber machen und was sonst eben zu tun ist, sind Leute, die vorher selbst in der Schlange standen.« Insgesamt würden jeden Donnerstag über ein Dutzend Menschen »beim Helfen helfen«. Eine Aufgabe ist es etwa, aufzupassen, dass auf der Wendeltreppe, die von der Tür hinunter zur Essensausgabe und der Gulaschkanone führt, nicht zu viel Gedränge herrscht. Und voll ist es während der zwei Stunden dauernden Ausgabe die ganze Zeit. »Früher standen die Menschen schon eine halbe Stunde, bevor wir aufgemacht haben, vor der Tür«, sagt Jarosch. »Wir mussten ein Schild aufhängen, dass wir nicht früher öffnen, damit da nicht über 100 Menschen bei Regen und Schnee warten.«

Ohne bestimmte Regeln funktioniert die »Schulchan Aruch« nicht – ebenso wenig, wie ohne eine gewisse Sicherheit für die Bedürftigen. Sie müssten wissen, dass sie immer etwas bekommen – auch wenn sie sich nicht schon eine halbe Stunde vor Beginn anstellen. »Wenn irgend etwas zu Neige geht, organisieren wir schnell Nachschub«, versichert Jarosch. Es sei überhaupt nur einmal vorgekommen, dass ihnen etwas ausgegangen sei, erinnert er sich. »Da haben wir die Menschen gebeten, am Freitag wiederzukommen, und ihnen dann ein frisches Lebensmittelpaket gegeben.«

Wer »Schulchan Aruch« unterstützen möchte, sei es finanziell oder durch Lebensmittelspenden, findet auf der Internetseite der Lev-Tov-Synagoge [www.lev-tov.org](http://www.lev-tov.org) mehr Information und auch Ansprechpartner.



Gedrückte Stimmung: Viele schauen nicht von der dampfenden Suppe auf.

## »Dem Text eine Stimme geben«

**GESANG** Der New Yorker Teron Cohen ist Interimskantor in der Synagoge Oranienburger Straße

Sein Synagogengesang berührt. Kantor Teron Cohen setzt nicht nur Noten in Töne um. Er legt Gefühl in seine Stimme – je nach Anlass, Feiertag und Text, ob es sich nun um Pessach, Kabbalat Schabbat oder Jom Kippur handelt. Dass Teron Cohen schön und volltönend singt, versteht sich fast von selbst. »Wir bringen das Glück und die Verletzungen unseres Lebens mit in den Gottesdienst«, sagt der 37-jährige Amerikaner. »Das hebräische Wort für Kantor, Chasan, bedeutet wörtlich Visionär. Meine Rolle ist es, den Text lebendig zu machen, die Gemeinde mit dem Körper, der Stimme, der Seele und dem Gefühl zu inspirieren.« Cohen vertritt Kantorin Avital Gerstetter in der Synagoge Oranienburger Straße während ihrer Elternzeit. Viele Beter äußern sich begeistert über Cohen und sein detailliertes Wissen zur Liturgie.

Das hat er am Schechter-Institut in Jerusalem und am Jewish Theological Seminary in seiner Geburtsstadt New York erworben – beides sind Institutionen der »Masorti«-Bewegung. Sie vertritt im jüdischen Spektrum eine Mittelposition zwischen liberal und orthodox. Teron Cohens Vater war Folksänger, viele seiner Vorfahren Kanto-

ren. »Ich wollte eine Familientradition wieder aufgreifen«, sagt er. Dabei war ihm der Kantorenberuf keineswegs in die Wiege gelegt worden: Als Jugendlicher wollte er Punkrock werden und spielte als Drummer in einer Band. Erst mit 24 Jahren kam er mit einem Musikstudium zum Gesang.

Als Kantor bin ich eine Art Sekundenkleber zwischen den Menschen«, sagt der New Yorker mit jemenitischer Wurzeln. Es gehe darum, Beziehungen zu stiften, die Gemeindeglieder in ihrem Leben zu begleiten, sie bei Abendessen und Kiddusch oder Kaffee und Donuts näher kennenzulernen. Das persönliche Interesse an den Beterinnen ist ihm anzumerken, denn schnell sind sie mit ihm in ein Gespräch verwickelt. »Der Beruf des Kantors ist kein Job«, sagt Cohen.

Besonders wichtig ist ihm der Umgang mit Kindern und Jugendlichen. »Ich möchte ihnen vermitteln, dass Jüdischsein cool ist«, sagt er. Er bedauert, dass sein Deutsch noch nicht ausreicht, um sich ihnen in jeder Situation verständlich zu machen. Aber er lernt die Sprache schnell und meistert Hürden der deutschen Aussprache wie »ü« und »ch« schon ohne Schwierigkeiten.

Seit zwölf Jahren hält sich Cohen mit Yoga fit. »Als Sänger ist mein Körper mein Instrument. Also muss ich etwas für ihn tun.« Ganz in der Nähe seiner frisch bezogenen Wohnung in Mitte hat Cohen ein Yogastudio entdeckt. Die Teilnehmer dort verweilen lange in den einzelnen Yogapositionen, nutzen Hilfsmittel wie Gurte und Holzblöcke, um die Dehnungen zu verstärken und die Übungen möglichst korrekt auszuführen. »Yoga und Judentum haben

miteinander gemein, dass beides Tätigkeiten sind«, sagt Cohen. Auch im Judentum gehe es in erster Linie ums Tun und darum, die Vorschriften der Tradition auszuführen: zum Beispiel Schabbat zu halten und koscher zu leben.

Seine bisherige Synagoge befand sich im New Yorker Vorort Roslyn. Die Oranienburger Straße liegt hingegen im Zentrum der Stadt, die Beterschaft ist bunter und vielfältiger als in der Vorstadt. Gleichberechtigung im Gottesdienst verbindet die Beterinnen und Beter seit der Wiedereröffnung der Synagoge in den 90er Jahren. An der Beterschaft in der Oranienburger Straße gefallenen Teron Cohen vor allem der Wissensdurst und der Wunsch, mehr über die jüdische Tradition zu erfahren.

Auch Teron Cohen ist mit Wissensdurst nach Berlin gekommen: Er möchte sich die deutsch-jüdische Musiktradition aneignen. Schließlich singt er in der Synagoge, in der einst Louis Lewandowski antierte. Und er möchte mehr über die deutschen Juden erfahren. Ein Stereotyp ist ihm in den letzten Wochen schon gründlich ausgetrieben worden: dass alle deutschen Juden pünktlich seien.



Betet vor: Teron Cohen

Foto: Margrit Schmidt

## Grün, ja grün

**UMWELTPROJEKT** Der Jüdische Nationalfonds KKL hat vergangenen Sonntag im Jüdischen Gemeindehaus ein Programm mit israelischen Künstlern aus Berlin präsentiert. Ziel der Aktion war es, Spenden für die Wiederaufforstung im Norden Israels zu sammeln. Dort sind im Zweiten Libanonkrieg im Sommer 2006 große Waldflächen zerstört worden.

»Wir haben in der Vergangenheit viele Veranstaltungen mit internationalen Künstlern durchgeführt, nun dachten wir, die Zeit ist reif, mal etwas mit israelischen Künstlern zu machen, denn wir sind ja eine zionistische Organisation«, sagt der KKL-Hauptdelegierte Schaul Chorev.

Der Abend, der vor allem neue Sponsoren anziehen sollte, begann mit einem Filmvortrag über die Ziele des Vereins. Höhepunkt waren die acht Musikdarbietungen: ein Mix aus Klassik, Jazz und Soul sowie experimenteller Musik und modernem Tanz. »Wir hatten keine Ahnung, wer unser Publikum sein würde«, sagt KKL-Volontär Ilan Weiss, »also haben wir versucht, ein leichtes Programm zu gestalten.« Leider lag das Durchschnittsalter der über 200 Anwesenden bei um die 60 Jahre. »Wir sind enttäuscht, dass nur so wenige Schüler kamen«, sagt Chorev. »Wir hatten gehofft, dass es viel mehr werden würden.« ab

Gerald Beyrodt